

KRISTINA LÜDING

# MARGARETE STEIFF

Teddybären und Kinderträume

Roman



ullstein

ullstein 



KRISTINA LÜDING

# MARGARETE STEIFF

Teddybären und Kinderträume

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage Dezember 2022  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022  
Umschlaggestaltung: bürosüd® GmbH, München  
Titelabbildung: © Ildiko Neer / Trevillion Images  
(Frau am Fenster); [www.buersued.de](http://www.buersued.de) (Inneneinrichtung)  
Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-548-06668-4

Es macht keinen Sinn,  
immerzu seinen Beinen nachzujammern,  
wenn einem das Leben davonläuft.

Margarete Steiff



# I.



Die Jahre 1874 – 1877



# Kapitel 1



Giengen a. d. Brenz im Sommer 1874

Margarete saß draußen vor ihrem Elternhaus und ließ sich die Sonne aufs Gesicht scheinen. Sie hatte die Augen geschlossen und genoss den Wind, der aufgekommen war und ihr Haar zerzauste.

Heute war ihr siebenundzwanzigster Geburtstag. Siebenundzwanzig, dachte sie mit einem verhaltenen Seufzen.

Wo war nur die Zeit geblieben?

Ihr war, als wäre es erst gestern gewesen, dass sie bei Doktor Werner und seiner Familie gewohnt hatte. »Das mit deinen Beinen, das bekommen wir schon hin«, hatte er voller Zuversicht gemeint, als er sie zu sich geholt hatte.

Doch er hatte es nicht hinbekommen, genauso wenig wie die anderen Ärzte vor ihm. Es war aussichtslos, das hatte Margarete schon lange vor ihren Eltern begriffen. Sie war gelähmt und würde bis zum Ende ihrer Tage im Rollstuhl sitzen. So war das nun mal. Auch hatte sie sich lange vor ihren Eltern damit arrangiert und beschlossen, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Offenbar hatte der Herrgott dieses Leben für sie vorgesehen.

Bei Doktor Werner und seiner Familie hatte sie eine gute, eine fast himmlische Zeit gehabt. Zum ersten Mal in ihrem Leben

hatte sie sich nicht wie jemand gefühlt, der immerzu bedauert werden musste. Bei den Werners hatte sie ganz selbstverständlich dazugehört, niemand hatte sich daran gestört, dass sie nicht laufen konnte. Sie durfte unbeschwert sein und war sich nicht wie ein Krüppel vorgekommen, der ständig hierhin und dorthin getragen werden musste.

Die Werner-Kinder hatten sie in alles miteinbezogen, als wäre sie ein ganz normales Kind. Und nichts hatte Margarete sich sehnlicher gewünscht, als normal zu sein.

Außerdem durfte sie endlich lernen, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, weil sie so schnell begriff und anderen gedanklich immer einen Schritt voraus war. Sie lernte einfach ungeheuer gern, und dass es ihr leichtfiel, dafür musste sie sich doch nicht schämen.

»Was willst du mit all deinem Wissen anfangen, Grete?«, hatte ihre Mutter Maria gefragt. »Was nützt es dir? Wen willst du damit beeindrucken?« Als diente Wissen einzig dazu, jemanden zu beeindrucken.

Margarete hatte sich mehr und mehr angewöhnt, den Mund zu halten, wenn ihr eine Erwiderung auf der Zunge lag. Doch es fiel ihr schwer. Was sie nicht in den Beinen hatte, hatte sie nun mal im Mundwerk.

Mit ihrer Zielstrebigkeit und ihrem Ehrgeiz hatte sie ihre Eltern ein ums andere Mal verblüfft. Zum Beispiel, als sie sich durchgesetzt hatte, die Nähsschule zu besuchen. »Nähsschule?« Ihre Mutter hatte sie angesehen, als hätte sie behauptet, durch Wände schauen zu können. »Wie soll das mit deinem rechten Arm gehen?«

»Ich hab ja noch den linken.« Ihr rechter Arm war nur sehr eingeschränkt zu gebrauchen, der linke jedoch war kräftig.

Sie hatte die Schneiderlehre bestanden und gemeinsam mit

ihren beiden älteren Schwestern eine kleine Näherei in einem der oberen Zimmer im Elternhaus gegründet. Die Frauen in der Nachbarschaft hatten keine Zeit, sich um die zerschlissene Kleidung ihrer Kinder und ihrer Ehemänner zu kümmern.

Nachdem auch ihre zweite Schwester geheiratet hatte und fortgezogen war, betrieb Margarete die Schneiderwerkstatt allein. Was aufgrund ihrer Behinderung – sie nannte es lieber Einschränkung – nicht ganz leicht war. Deshalb hatte ihr Vater vorgeschlagen, ihr einen neuen, breiteren Tisch mit einem eingebauten Schränkchen zu bauen. So lagen die einzelnen Arbeitsschritte nah beieinander, und es war für sie weniger anstrengend.

Im Haus hinter ihr waren die Fenster geöffnet, und ein stetes Hämmern und Sägen war zu hören, das hin und wieder von einem Fluch oder einem Niesen unterbrochen wurde, wenn ihrem Vater Sägespäne in die Nase geraten waren.

Die kleine Marie, ein Nachbarskind, kam angelaufen und kuschelte sich auf ihren Schoß. »Erzählst du mir eine Geschichte? Eine von einer Königin, die sich einen großen Garten wünscht.« Das Mädchen breitete die Arme aus. »So groß soll er sein, der Garten. Ich wünsche mir auch so einen.«

Margarete lächelte. »Wünschst du dir etwa auch, eine Königin zu sein?«

»Hast du dir das nie gewünscht?«

»Nein. Ich wäre immer viel lieber ein Pirat gewesen.«

Mariechen sah sie verwundert an. »Ein Pirat? Aber die verhauen andere.«

»Ich hätte das natürlich nicht gemacht.«

Das Mädchen schmiegte sich an sie. »Nein, du nicht.«

Margarete strich ihr eine blonde Haarsträhne aus der Stirn. »Ich stelle es mir entsetzlich langweilig vor, Königin oder Prinzessin zu sein. Man säße den lieben langen Tag auf dem Thron

und müsste anderen dabei zusehen, wie sie sich vor einem verbeugen.«

Mariechen schien die Vorstellung zu gefallen.

»Und man müsste immer artig sein.« Margarete kitzelte sie.  
»Das wäre doch auch nichts für dich, oder?«

Das Mädchen wand sich kichernd. »Nein. Erzählst du mir jetzt eine Geschichte?«

Im Geschichtenerzählen war sie unschlagbar, genau wie darin, sich für die Kinder in der Nachbarschaft Spiele auszudenken.

Als sie selbst noch ein Kind gewesen war, hatte sie Tag für Tag darum gebeten, vors Haus getragen zu werden. Sie wollte mitten im Geschehen sein. Wenn sie schon nicht mitspielen und mitrennen konnte, so wollte sie wenigstens dabei sein.

Doch sie war nicht nur Spieleerfinderin gewesen, sondern auch Streitschlichterin. »Grete hat aufgepasst, sie hat bestimmt gesehen, dass Peter schon wieder gemogelt hat«, hatte es oft geheißen, wenn der Junge drei statt zwei Kieselsteine in der Hosen tasche verschwinden lassen wollte.

Margarete verstand sich auch ausgezeichnet aufs Seelentrösten. Immer hatte sie gewusst, wie sie Mut machen oder besänftigen konnte. Wie man einem stillen, schüchternen Kind genau die richtige Portion Aufmerksamkeit schenkte, damit es aus sich heraus kam. Und Margarete war stets für jeden Spaß zu haben.

Könnte sie doch nur Mutter sein und ihrem Kind all die Liebe geben, die sie in sich trug. Doch das war nicht nur ein frommer, es war schlichtweg ein törichter, unnützer Wunsch, der sich nie erfüllen würde.

»Hast du die Geschichte vergessen?« Mariechen sah sie treuherzig an, und sie schüttelte den Kopf.

»Ich musste nur gerade an etwas anderes denken. Also gut. Was hältst du von einer Geschichte über eine Piratentochter?«

Margarete hatte lange erzählt. Auch Leni, Mariechens Freundin, und drei andere Nachbarskinder waren dazugekommen und hatten aufmerksam und gespannt gelauscht.

»Und wenn die Piratentochter nicht gestorben ist, dann lebt sie noch heute«, beendete Leni die Geschichte. »Nicht wahr?«

»So ist es.« Margarete strich ihr übers lockige Haar.

Der siebenjährige Ludwig, der eigentlich nichts übrig hatte für Geschichten und schon gar nicht für welche, in denen Piratentöchter vorkamen, zeigte zum Haus. »Was hämmert dein Vater denn da?«

»Er baut mir einen neuen Tisch, damit ich bald weiterarbeiten kann.«

»Ist dir langweilig?«, fragte er, und sie musste lachen. »Ehrlich gesagt, ja.«

»Langeweile ist grässlich.« Ludwig verzog das Gesicht.

»Es ist schon spät«, sagte sie zu den Kindern. »Ich glaube, ihr solltet heimlaufen.«

Die Haustür wurde geöffnet, und Friedrich Steiff trat heraus. »Hier bist du.« Er kam zu Margarete und blickte einen Moment schweigend in die Ferne. Dann räusperte er sich und wischte die schwieligen Hände an seiner Hose ab. In seinem dunklen Schnauzbart hing eine Spinnwebe. »Dein Tisch ist fertig. Willst du ihn gleich sehen?«

»Und ob! Du hast da was im Gesicht.«

Ihr Vater beugte sich zu ihr, und sie zupfte die Webe heraus.

Er hob sie aus dem Rollstuhl und trug sie ins Haus. Auf der Diele war es angenehm kühl, und Margarete spürte erst jetzt den feinen Schweißfilm auf ihrer Oberlippe.

»Du bist schwer geworden«, meinte ihr Vater, als sie auf der Treppe waren.

»Ich bin kein kleines Mädchen mehr, daran muss es liegen. Und ein Fliegengewicht war ich doch noch nie.«

Ein flüchtiges Grinsen huschte über sein Gesicht.

Er ging mit ihr über den Flur und betrat die Nähstube, deren Tür nur angelehnt war. Ihr Vater trug sie zum Tisch und sah sie erwartungsvoll an. »Und? Was sagst du?«

Der Tisch war aus dunklem, glänzendem Holz und so breit, dass gerade genug Platz war, dass Margarete zu beiden Seiten entlangfahren konnte. Unter dem Tisch befanden sich ein hübsches Schränkchen mit zwei Türen und daneben ein kleines Regal.

»Er sieht prächtig aus! Bist du so gut und setzt mich ab?«

Sie nahm auf dem Tisch Platz und strich mit der gesunden Hand über die Maserung. »Hübsch. Und so ungemein praktisch. Danke, Papa, vielen tausend Dank.«

»Gern geschehen.« Er war verlegen, was sie rührte. »So hast du's viel leichter.«

»Und ich kann viel mehr schaffen und muss nicht alle ständig vertrösten, weil's länger dauert.«

»Übernimm dich trotzdem nicht, hörst du?«

»Keine Sorge, Papa.« Sie zeigte auf zwei nagelneue Stühle aus demselben Holz, die an der gegenüberliegenden Wand standen.

»Hast du die auch gemacht?«

Er nickte. »Falls doch mal wer warten muss.«

»Eine schöne Idee. Du bist der Beste!« Sie hatte das Bedürfnis, ihn zu umarmen. Hin und wieder gab sie ihm auch einen Kuss auf die Wange, was er jedes Mal mit einem Schnauben quittierte und so tat, als wische er den Kuss rasch weg.

»Ist schon recht«, murmelte er. Mit Gefühlsausbrüchen war er seit jeher überfordert.

Wenn sie doch nur umhergehen und alles gebührend bewundern und anfassen könnte!

»Meinst du, Mutter hält ihr Versprechen, und ich bekomme den alten Sekretär?«

»Bestimmt. Ein Versprechen ist ein Versprechen.« Ihr Vater ging ein paar Schritte umher, als wollte er sich davon überzeugen, dass auch alles seine Ordnung hatte. »Jetzt hast du einen anständigen Tisch. Wurde auch Zeit.«

Kurz darauf hatte er das Zimmer verlassen.

Margarete hatte ihn gebeten, sie in einer halben Stunde abzuholen. Sie wollte noch etwas allein sein.

Für einen kurzen Moment hatte sie das Bild vor Augen, wie sie gemeinsam mit ihren Schwestern am Tisch saß und nähte. Wie sie immer geschwatzt und gelacht hatten. Manchmal hatten sie sich Geschichten erzählt oder Lieder gesungen.

Dann und wann hatte Margarete am Abend ihre Zither geholt. Das Musizieren hatte sie ebenfalls bei den Werners gelernt.

»Übe nur brav und fleißig weiter«, hatte der Doktor gemeint. »Es wird deine Finger lockern.«

Und er hatte recht behalten. Sie, deren rechter Arm so gut wie unbrauchbar war, beherrschte das Spielen inzwischen so gut, dass sie sogar ein paar Unterrichtsstunden gegeben hatte, um etwas dazuzuverdienen. Leicht hatten es die Steiffs nämlich oft nicht gehabt, und jeder hatte sein Bestes getan, um etwas zum Lebensunterhalt beizutragen.

Margarete sog den harzigen Holzgeruch durch die Nase und atmete tief ein und aus.

Es riecht nach Neuanfang, dachte sie selig und lächelte.

Es fühlte sich gut an, so gut.

## Kapitel 2



Das Schlimme daran, im Rollstuhl zu sitzen, war, dass es immer wieder Situationen gab, in denen man gern davonlaufen würde.

Rasch davonlaufen.

Wenn man zum Beispiel über den Flur rollte und hörte, wie die Eltern in der Küche miteinander sprachen. Wenn man Wortfetzen heraushörte, die nicht für einen bestimmt waren, Sätze wie »Was soll nur aus Grete werden?«. Wenn man hörte, wie die Mutter schluchzte und der Vater sie unbeholfen zu trösten versuchte. Wenn man dasaß und sich an einen anderen Ort wünschte – und doch nicht fortkam. Weil es kein rasches und schon gar nicht un-auffälliges Davonkommen gab. Weil der Rollstuhl sich nicht so schnell wenden ließ, weil man mit einem Rad an den Türrahmen stieß und dabei so viel Krach machte, dass die Eltern augenblicklich verstummtten. Und der Vater aus dem Zimmer kam und den Rollstuhl wortlos, aber mit einem Blick, der alles sagte, davon-schob.

Solche Situationen hatte es wieder und wieder gegeben, und Margarete hatte sich angewöhnt, laut zu singen oder so zu tun, als führe sie Selbstgespräche, um niemanden in die Bredouille zu bringen. Sie wollte einfach nicht, dass jemand sagte: »Tut mir leid, armes Ding, das solltest du gar nicht hören.« Oder wenn je-

mand nur leise seufzte, als wäre es doch irgendwie ihre eigene Schuld, dass sie nicht laufen konnte.

Auch an diesem Abend hörte sie die Eltern in der Küche miteinander tuscheln. Summend rollte sie die Diele entlang in der Hoffnung, ihre Eltern würden sie hören und sofort verstummen. Doch sie flüsterten weiter. »... reine Zeitverschwendung«, hörte sie ihre Mutter raunen. »Wie soll sie das denn allein schaffen? Hast du dir das mal überlegt, Friedrich?«

Margarete wollte es nicht, doch sie fuhr trotzdem näher und legte das Ohr an die Tür. *Der Lauscher an der Wand hört seine eigene Schand. Ach du Schreck, das wusste sie doch!*

»Unsere Grete ist viel stärker, als du denkst, Maria. Hat sie das nicht oft genug bewiesen?«

Ihr Herz klopfte bis zum Hals, und sie schluckte gegen einen plötzlich aufkommenden Hustenreiz an. Ihr Vater glaubte an sie. Wenn er wüsste, wie viel ihr das bedeutete!

»Neuer Tisch hin oder her. Wunder kann er auch nicht bewirken. Über kurz oder lang werden die Frauen ihr Zeugs anderswo hinbringen«, raunte ihre Mutter.

Margarete schluckte. Das hast du nun davon. Du wolltest ja unbedingt lauschen und dich davon überzeugen, dass die Mutter nicht an dich glaubt.

»Und wohin, Maria?«, fragte der Vater. »Die Grete ist die Einzige im Umkreis, die ausbessert.«

Ihre Mutter entgegnete etwas, das sie nicht verstand. Sie hörte, wie mit dem Topfdeckel geklappert wurde. Dann klirrte Geschirr, offenbar deckte ihre Mutter den Tisch.

Margarete öffnete schwungvoll die Tür und fuhr ins Zimmer. »Lass mich das machen.« Sie hatte sich damit abgefunden, ihrer Mutter nicht die Hilfe zu sein, die nötig war, aber das wenige, das sie tun konnte, erledigte sie ohne Murren.

Sie stellte die Teller in ihren Schoß und begann, den Tisch zu decken. Dabei sprach sie kein Wort.

Doch sie spürte die Blicke der Eltern wie heiße Nadelstiche. Bestimmt schauten sie sich gerade betreten an. Ob sie was gehört hat? Wir hätten leiser sein sollen.

Margarete legte Löffel neben die Teller und drehte sich zu ihrer Mutter um. Ihr lag etwas wie »Zufrieden?« auf der Zunge, doch sie hielt es zurück. Stattdessen schenkte sie ihrem Vater ein strahlendes Lächeln und bedankte sich erneut für den Tisch. Sie sah, wie ihre Mutter ihm einen vielsagenden Blick zuwarf, den er jedoch ignorierte.

Es roch nach Linseneintopf, und ihr Magen grummelte. Sie hatte lange nicht mehr solchen Appetit verspürt.

Ihre Mutter stellte den großen Topf auf den Tisch. »Hast du dir die Hände gewaschen?«

»Natürlich.« Margarete stellte die Bremse am Rollstuhl fest und lugte in den Topf. Sie hob erfreut die Augenbrauen. »Oh, schwimmt da ein Stück Schinken drin?«

Maria Steiff nickte.

»Ist heute ein besonderer Tag?«

»Muss immer ein besonderer Tag sein, damit's Schinken gibt?«

Margarete hielt ihrem Blick stand. »Ja, bisher war das so, oder etwa nicht?«

Ihr Vater räusperte sich und begann zu essen.

»Friedrich!«, mahnte die Mutter und schüttelte den Kopf.

Er brummte eine Entschuldigung und faltete die Hände zum Gebet.

»Vater, segne unsere Speise, uns zur Kraft und dir zu Preise. Amen.« Sie füllte die restlichen Teller.

Margarete bat um das Brot, und sie begannen, schweigend

wie immer, zu essen. Ihre Mutter glaubte, der Herr Jesus sähe es nicht gern, wenn man bei Tisch saß und munter miteinander plauderte.

Margarete dagegen fand, dass man seine Dankbarkeit für Speis und Trank auch durch eine nette Unterhaltung bei Tisch zeigte. Würde sie nicht mehr bei den Eltern leben müssen, ginge es an ihrem Tisch anders zu. Bei ihr dürfte ausdrücklich erzählt und gelacht werden.

Am Tag darauf räumte Margarete die Garne, Stoffe und Filze in das Schränkchen, legte Näh- und Stecknadeln in kleine Schäcktelchen und wischte anschließend mit einem Leinentuch über die Tischplatte. Sie musste an ihre Schwestern denken, daran, wie sie früher zusammen hier im Zimmer gesessen und genäht hatten.

*Eigentlich war es doch schön. Wir hatten neben der ganzen Arbeit auch immer viel Spaß.*

Sie hatten so gut wie nie gestritten, aber Margarete wusste, dass die beiden zur Rücksicht erzogen worden waren. »Die Grete kann nicht so wie ihr«, hatte es oft geheißen.

Gedankenverloren strich sie über die Holzmaserung. Wir hatten es wirklich schön.

Sie löste die Bremse und fuhr zum Fenster. Es war ein herrlicher Sommertag mit einem Himmel so blau, dass man hätte meinen können, jemand hätte ihn mit sämtlichen Blautönen angemalt. Unten auf der Gasse spielten wie immer die Kinder der Nachbarschaft. Meistens spielten sie alle gemeinsam, nur dann und wann bildeten sich kleinere Grüppchen.

Margarete wandte sich wieder um und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Es würde sich rasch herumsprechen, dass sie wieder ausbesserte.

Mit einem Mal jagte ihr der Gedanke, von nun an ganz allein

dafür zuständig zu sein, blanke Angst ein. Was, wenn ihre Mutter recht hatte und sie es nicht schaffen würde?

Es klopfte.

»Herein – wenn's kein Schneider ist.« Sie musste lachen, und weg war die Angst, zum Fenster hinausgeflattert.

Ihre Mutter steckte den Kopf zur Tür herein. »Brauchst du was, Grete?«

»Nein, danke, Mutter.«

»Den hat dein Vater aber hübsch hinbekommen.« Maria Steiff nickte anerkennend. Als ihr Blick auf die beiden Stühle fiel, hob sie die Augenbrauen. »Und sogar Stühle hat er dir gebaut.«

Sie trat näher. »Die Frau Stahlmann ist unten und lässt fragen, ob du wieder Aufträge annimmst.« Die Nachbarin brachte regelmäßig zerrissene Hosen ihrer Buben.

Nun fuhr der Schreck Margarete doch wieder jäh in die Glieder, dabei sollte sie doch jubeln. »Natürlich, schick sie nur rauf, Mama.« Sie zupfte nervös an ihrem dunklen Rock.

Ich schaffe das!

Ihre Mutter nickte und verließ das Zimmer. Hatte sie flüchtig gelächelt? War da womöglich ein Anflug von Stolz in ihrem Blick gewesen?

Diesen Tag werde ich mir merken. Und den Gesichtsausdruck der Mutter würde sie tief in sich verschließen und sich hoffentlich daran erinnern, wenn sie wieder mal glaubte, ihr nichts weiter als eine Last zu sein.

Es klopfte erneut, und sie musste sich räuspern. »Herein.«

Ganz geschäftsmäßig, dachte sie und lachte in sich hinein.

Adele Stahlmann betrat den Raum und blieb vor dem Tisch stehen. »Grüß Gott, Grete.« Sie schaute sich neugierig um. Dann zog sie eine Jacke hervor, unverkennbar die eines Buben. »Die Ärmel sind an den Ellbogen hinüber. Ich weiß nicht, wie er das im-

mer schafft.« Ein resigniertes Seufzen. »Ich komm nicht dagegen an, hab noch anderes zu tun, als Seppis Jacken und Hosen auszubessern.«

Margarete griff nach der Jacke und sah sie sich genauer an.  
»Das sollte kein Problem sein.«

»Dem Himmel sei Dank, dass du weitermachst, Grete.«

Margarete wurde von einem heißen Glücksgefühl durchflutet.  
»Morgen Abend können Sie die Jacke wieder abholen.«

Als es erneut klopfte, schauten beide zur Tür.

Bruni Köhler von schräg gegenüber kam zögernd herein.  
»Darf man?«

»Aber natürlich.«

Sie zog einen Kleiderpacken unter dem Arm hervor und legte ihn auf den Tisch.

Margarete gingen die Augen über, das waren bestimmt fünf, sechs Kleidungsstücke. Allmächtiger! Da hätte sie für die kommenden Tage genug zu tun.

»Die Lausbuben.« Ihre Nachbarin seufzte kopfschüttelnd.

Adele Stahlmann, die im Begriff war zu gehen, lachte lauthals.  
»Wem sagst du das, Bruni. Und ich hab vier von der Sorte, du nur zwei.«

»Die mir weiß Gott genügen. Meine Mädchen zerreißen nichts, sie bringen höchstens mal ein Paar Strümpfe durch.«

»Dann bis morgen Abend, Grete.« Adele Stahlmann nickte ihr zu und schloss die Tür.

Bruni Köhler klopfte auf den Wäscheberg. »Ich hatte schon befürchtet, dass du aufhörst.«

Margarete wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als es wieder klopfte und ihr Bruder Fritz hereingestürmt kam. »Grete, ich will ... Oh, ich bitte um Verzeihung.« Er war abrupt stehen ge-

blieben und begrüßte Frau Köhler, während Margarete sich das Lachen verkneifen musste.

»Fritz.« Bruni Köhler schmunzelte nachsichtig. »Immer mit der Tür ins Haus, was? Was machen die Hochzeitsvorbereitungen?«

»Sie sind in vollem Gang.«

Margaretes ein Jahr jüngerer Bruder würde im Winter heiraten und – es sei gelobt und getrommelt! – nicht aus Giengen wegziehen. Sie konnte dem Herrgott gar nicht genug dafür danken, dass er ihr blieb. Fritz war ihr Herzensbruder, sie beide waren immer ein Gespann gewesen, eine geschwisterliche Einheit, die nichts und niemand auseinanderbringen konnte.

»Gottes Segen für dich und deine Anna, Fritz.« Bruni Köhler ging zur Tür und drehte sich noch einmal um. »Wann kann ich die Sachen abholen, Grete?«

»Sagen wir ...« Margarete überschlug es rasch im Geiste.  
»Kommenden Mittwoch?«

»Soll mir recht sein. Ade.« Sie machte die Tür hinter sich zu.

Fritz begutachtete Tisch und Unterschrank mit Kennerblick. »Prächtig, nicht wahr?« Er musste es wissen, schließlich würde er das Baugeschäft des Vaters eines Tages übernehmen.

»Und ob.«

Gut schaute er aus, kein Wunder, dass er der hübschen dunkelhaarigen Anna mit den ebenso dunklen Augen den Kopf verdreht hatte. Und er war ein anständiger Mensch mit einem guten Herz und wachen Verstand. Anna konnte sich glücklich schätzen – und umgekehrt war es nicht anders.

Wieder klopfte es, und Margarete stieß den Atem aus. Wie im Taubenschlag, wahrhaftig. »Nur herein.«

Hermine Krug, die zwei Gassen weiter wohnte, öffnete und

blieb in der Tür stehen. »Grüß euch Gott. Eure Mutter hat mich rauftgeschickt.«

»Kommen Sie nur herein.«

Fritz begrüßte sie mit einem freundlichen Lächeln, gab Margarete ein Zeichen und ging hinaus.

Frau Krug, eine hagere, blasse Frau mit rötlichem Haar, trat näher und legte zwei Männerhosen auf den Tisch.

Margarete nahm sie auf und betrachtete sie. Die Hosen wiesen jeweils ein größeres Loch am Knie auf, bei der einen war auch der Hosenboden durchgescheuert. Sie fragte sich, wie Arno Krug das wohl hinbekommen hatte. War er etwa den Berghang hinuntergerutscht? Sie musste grinsen, verbarg es aber.

»Wie lange wirst du brauchen, Grete? Mein Arno besitzt außer den beiden hier nur noch ein Paar.«

»Bis morgen Abend, denke ich.«

»Ach, da bin ich aber froh.« Hermine Krug strahlte, was sie gleich um viele Jahre jünger und hübscher machte. Sie nestelte an ihrer Kleiderschürze. »Kann ich das Geld gleich dalassen?«

Ein ungewöhnlicher Wunsch. »Es soll mir recht sein.«

Sie ließ ein paar Kreuzer auf die Tischplatte fallen und sah Margarete fragend an.

»Das ist genug. Danke, Frau Krug.« Margarete wartete, bis die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, dann lehnte sie sich zurück und schloss die Augen. Das war mehr als ein guter Anfang.

Sie würde sich gleich an das erste Kleidungsstück machen.

## Kapitel 3



Dieses Jahr war der Winter ungewöhnlich früh hereingebrochen. Margarete saß im Rollstuhl am Fenster und schaute den dicken, flauschigen Schneeflocken zu, die umeinanderstoben und den umliegenden Dächern bereits weiße Hauben aufgesetzt hatten. Ein paar Kinder mit tief ins Gesicht gezogenen Mützen hatten sich zusammengefunden, um einen Schneemann zu bauen. Mariechen war damit beschäftigt, ihm einen Zweig als Nase ins Gesicht zu stecken.

»Er sieht aus wie der Lehrer Kuhlmann!«, rief Ludwig, und die anderen wollten sich vor Lachen ausschütten.

Margarete musste ebenfalls lachen. Ludwig hatte nicht ganz unrecht. Alois Kuhlmann war auch ihr Lehrer gewesen, ein kleiner, krumm gewachsener Mann, der aussah, als hätte er sich sein Leben lang gegen den Wind stemmen müssen. Kuhlmann war ein ewig mürrischer, unnachgiebiger Lehrer gewesen, mit einer, seiner schmächtigen Statur zum Trotz, verblüffend lauten Stimme. Die meisten Kinder hatten Angst vor ihm gehabt. Den Rohrstock hatte Kuhlmann bereits in der Hand, noch bevor man begriffen hatte, dass man ungezogen gewesen war.

Margarete beugte sich weiter vor und lehnte die Stirn gegen die kalte Scheibe. Sie lächelte, als sie sah, wie die Kinder im Kreis um den Schneemann herumtanzten.

Sie mochte den Winter, aber sie freute sich schon jetzt darauf, wenn es wieder Frühling wurde. Sie hatte ihrer Freundin Irmchen versprochen, sie in Schwäbisch Gmünd zu besuchen. Es war eine Weile her, dass sie sich gesehen hatten.

Margarete verreiste ungeheuer gern, auch wenn das mit ihrer Behinderung immer einer gut vorbereiteten Planung bedurfte. Anfangs hatten ihre Eltern sie begleitet, später dann ihr Bruder. Mit dem war es wenigstens lustig gewesen.

Margarete erinnerte sich noch gut an ihre erste Reise mit der Eisenbahn. Ihre Mutter hatte ihr gegenüber auf der harten Holzbank gesessen, die Hände im Schoß gefaltet, um jederzeit für ein Gebet bereit zu sein. Mit besorgtem Blick hatte sie aus dem Fenster gesehen und beobachtet, wie die Landschaft an ihnen vorbeihuschte.

Margarete hatte ständig hierhin und dorthin gezeigt. »Sieh doch nur, Mutter, der riesige Baum dort drüber! Ist das eine Linde? Oh, schon ist er nicht mehr zu sehen. Und da, die Küh, die uns genauso verwundert ansehen wie wir sie!«

Der Zug ratterte über die Schienen, und sie wurde an die Sitzlehne gedrückt und durcheinandergeschüttelt. Sie hatte wieder das schrille Pfeifen im Ohr, als der Zug schnaufend in den Bahnhof einfuhr. Stundenlang hätte sie noch weiterfahren können, ihre Mutter dagegen konnte gar nicht schnell genug aussteigen. »Ich danke dem Herrgott, dass er uns heil hat ankommen lassen.«

Margarete fuhr zusammen, als die Tür aufflog und Fritz hereinkam. »Musst du mich so erschrecken!«

»Ich dachte, du hättest mein Klopfen gehört.«

»Nein, ich war weit weg.«

»Und wo, wenn ich fragen darf?«

»Ich saß gerade in der Eisenbahn.«

Ihr Bruder grinste. »Was du nicht sagst.« Er schob die Hände

in die Hosentaschen und wippte auf den Zehenspitzen. »Rate, was ich dir mitgebracht habe.«

»Einen besonders hübschen Stein?«

»Nein.«

»Oh, ich weiß, einen Schneeball, den du in deiner Hosentasche versteckt hast.«

Er lachte. »Deine Zither. Ich hab sie reparieren lassen.«

»Wie schön! Ich danke dir.«

Fritz hatte sie zum Kachelmeier Schorsch gebracht, der sich mit Instrumenten auskannte und sich zudem recht gut auf das Zitherspiel verstand.

»Ist es sehr teuer geworden?«

Ihr Bruder schüttelte den Kopf. »Wir haben eine Abmachung getroffen: Du bekommst die reparierte Zither und die Kachelmeiers geflickte Kleidung. Bist du damit einverstanden?«

»Und ob. Eine Hand wäscht die andere.« Sie zwinkerte ihm zu.

»Sie liegt unten in der Stube. Die Anna lässt fragen, ob du auf der Hochzeit etwas vorspielen würdest?«

»Das wäre mir eine Ehre.«

Fritz schaute auf die Straße hinab, und die beiden schwiegen eine Zeit lang. Ein Schweigen, das nicht unangenehm war. Das war es nie. Es bedeutete lediglich, dass beide darüber nachdachten, was sie einander erzählen könnten.

Margarete sprach aus, was ihr mit einem Mal durch den Kopf schwirrte. »Ich möchte eine Nähmaschine anschaffen.«

»Ich frage mich, ob ich ein guter Ehemann werde.«

Beide hatten zugleich gesprochen.

»Du zuerst«, forderte sie ihren Bruder auf.

Er schüttelte den Kopf. »Erst du. Du willst also eine Nähmaschine.« Er nickte, als läge es auf der Hand. Natürlich bräuchte sie

eine Nähmaschine, sie mit ihrer steifen rechten Hand, mit der sie kaum einen Knopf schließen konnte.

»Der Gedanke hat sich urplötzlich in meinen Kopf gemogelt und es sich dort bequem gemacht. Von jetzt auf gleich, ohne Ankündigung. Ich bin selbst ganz überrascht. Seltsam, nicht?«

Er zuckte die Schultern. So merkwürdig schien er es nicht zu finden. »Denkst du an eine neue, oder darf's auch eine gebrauchte sein?«

»Eine neue wäre schon fein. Aber zur Not tut's auch eine gebrauchte. Würdest du dich für mich umhören?«

»Das mache ich.«

Margarete sah ihn an. »Findest du es nicht eigenartig, dass ich eine will? Fragst du dich gar nicht, wie ich das anstellen soll?«

»Bei dir frage ich mich schon lange nichts mehr, Grete. Du hast uns so oft überrascht.« Er legte die Hand auf ihre Schulter. »Und beeindruckt.«

»Mutter wird mich für verrückt erklären.«

»Dann wirst du ihr erklären, dass du es dir gründlich überlegt hast.«

»Gründlich.« Sie lachte. »So kann man's auch nennen.«

Eine Nähmaschine wäre in der Tat eine große Hilfe. Die Arbeit wäre viel schneller erledigt, und sie könnte genug Geld verdienen, um für sich selbst zu sorgen. Vielleicht würde dann das ewige »Was ist, wenn wir nicht mehr sind? Wer kümmert sich dann um Grete?« aufhören.

»Und jetzt du, Fritz.«

»Ich?« Er blinzerte zerstreut.

»Du hast dich gefragt, ob du ein guter Ehemann sein kannst. Ich sag dir was: Du wirst der beste Ehemann, den die Anna sich wünschen kann.«

»Woher willst du das wissen?«

»Wer ein guter Bruder ist, wird auch ein guter Ehemann sein.«

Zwei volle Tage wurde Hochzeit gefeiert.

Margarete hatte die meiste Zeit an einem der langen Tische gesessen und den anderen beim Tanzen zugeschaut. Es musste herrlich sein, so ausgelassen und unbeschwert umherzuspringen und sich im Kreis herumwirbeln zu lassen. Alles würde ich dafür geben, könnte ich das nur ein einziges Mal erleben, dachte sie wehmüdig. Dann jedoch nahm sie sich zusammen, wie immer. Was half es, sein Schicksal zu beklagen?

Als endlich auch die letzten Gäste gegangen waren, fuhr sie ans Fenster und blickte nach draußen. Die Traurigkeit kam ganz plötzlich und wollte sie übermannen.

Warum war sie denn nur so niedergeschlagen? Sie sollte sich doch für Fritz und Anna freuen.

Das tue ich ja auch. Es wird daran liegen, dass etwas Vertrautes zu Ende geht und etwas Neues beginnt. So ist das nun mal. Das nennt man das Leben, du Schaf.

Als ihre Schwestern geheiratet hatten, war Margarete nicht so trübsinnig gewesen. Das lag aber gewiss daran, dass sie und Fritz etwas ganz besonders Inniges verband.

Ihr Vater kam herein, die Schritte schlurfend. Er schien müde zu sein, müde vom vielen Feiern, Trinken, Essen, Erzählen und Lachen. Sogar den einen oder anderen Tanz hatte er gewagt, auch wenn er sich sonst lieber davor drückte. »Ein, zwei Schnäpsle genügen, und dein Vater schwingt das Tanzbein«, sagte ihre Mutter gern.

»Soll ich dich zu Bett bringen, Grete?« Er gähnte, und sie nickte matt. »Was hast du denn?«

»Gar nichts.«

Er sah sie an. »Gar nichts also, ja? Danach sieht's aber nicht aus.«

Sie konnte ein Seufzen nicht zurückhalten. »Es ist nur ... Ich war gerade ein bisschen ...« Sie suchte nach einem Wort. »Niedergeschmettert.« Das war ein wenig übertrieben, aber nun war es gesagt.

»Und wieso?« Er verschränkte die Arme und gähnte wieder.

»Weil der Fritz und ich ...« Margarete verstummte. Sie ärgerte sich. Bestimmt hatte sie zu viel vom Apfelwein getrunken, der in diesem Jahr besonders süffig war. »Nein, ist schon gut. Ich weiß, was du sagen willst. Dass der Fritz ja nicht aus der Welt ist, er bleibt in Giengen.« Sie hob die Arme. »Sei so gut und bring mich in meine Kammer, Papa.« Ganz selten nannte sie ihn so. Früher nur, wenn sie etwas ausgefressen hatte. Wenn sie Widerworte gegeben hatte, nicht einsichtig gewesen war.

Er hob sie aus dem Rollstuhl und trug sie hinauf in ihre kleine Kammer. Mehr als ein Bett, ein Nachtschränkchen, ein schmaler Kleiderschrank und daneben ein Stuhl befanden sich nicht darin.

Als ihr Blick auf das Bett fiel, spürte Margarete schlagartig, wie erschöpft sie war.

»Brauchst du noch was?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Richte Mutter aus, dass ich heute Abend auf ihre Hilfe verzichten kann.« Normalerweise war sie ihr beim Auskleiden behilflich.

»Wie du meinst. Schlaf gut.« Er ging zur Tür.

»Ach, eins noch ...«

Er drehte sich zu ihr um.

»Ich will eine Nähmaschine anschaffen.« Bisher wusste nur Fritz davon. »Ich wäre viel schneller, könnte mehr Aufträge annehmen.«